

- Titel:  
Lernkonzepte der 70er und 80er Jahre
- Autor:  
Thomas Reglin
- Erschienen in:  
ABWF e.V., Projekt QUEM (Hg.): Lehr- und Lernkonzepte der 70er und 80er Jahre. Vier Studien, Berlin 2003, S. 269-273

## Lernkonzepte der 70er und 80er Jahre.

*Vier Fragen, die Nachhaltigkeit ihrer Innovationen betreffend*

**Frage I: Neues Lernen oder neue Rhetorik:  
Wie realitätsmächtig sind die Lernkonzepte der  
70er und 80er Jahre?**

Kein Zweifel – die Lernkonzepte, die die bundesdeutsche Weiterbildungslandschaft der 70er und 80er Jahre bestimmten, haben Spuren hinterlassen: zunächst einmal deutliche *terminologische* Spuren. Die Rede von Teilnehmerorientierung und Handlungsbezug, vom Eingehen auf individuelle Lernbedürfnisse, von der Förderung persönlicher Entwicklung (emphatisch: Selbstentfaltung), deren Siegeszug aus den 70ern und 80ern datiert, ist längst nicht mehr den alternativen Weiterbildungsveranstaltern vorbehalten. Vokabeln wie diese zählen zum unverzichtbaren Repertoire der Selbstdarstellung von Bildungsträgern und der Beschreibung ihrer Produkte heute. Das ist nicht immer so gewesen. Im Zusammenspiel der politischen und psychologischen Aufbrüche jener Zeit hat auch der Bildungsdiskurs eine neue Richtung erhalten. An die Stelle des Bildungskanons als letzten (rein inhaltlich definierten) Orientierungspunkts trat allenthalben – eben „das Individuum“ mit seinen Lern-, Entwicklungs- und Kommunikationsbedürfnissen.

Nun ist die Rhetorik des Bildungswesens mit seiner Praxis aufs Engste verwoben. Ein Paradigmenwechsel, der sich zwar durchgehend im Diskurs, nicht aber in einer Fortentwicklung des professionellen Instrumentariums abbildet, scheint kaum denkbar. Und tatsächlich korrespondiert der neuen Kultur des *Redens über* Erwachsenenbildung ja auch eine neue Kultur des „Eingehens auf die Teilnehmer“ im Seminar: von der Institutionalisierung von Bedarfsabfragen über gemeinsame Reflexionsrunden bis zum Einbringen individueller Befindlichkeiten in das Seminargeschehen. Wenn Seminarräume in modernen Erwachsenenbildungsstätten anders – oft: freundlicher – aussehen als vor 30 Jahren, wenn sie den dort Zusammentreffenden neue Lern- und Ausdrucksmittel zur Verfügung stellen, dann reflektiert das (auch) die neue Perspektive der Weiterbildner auf ihre Tätigkeit.

Dennoch: Institutionen – auch die Institutionen des Bildungssystems – sind behäbig. Eine neue Schale der Selbstdarstellung lässt nicht unmittelbar auf Veränderungen im Kern schließen. Mit der „Teilnehmerorientierung“ ist es nach *dieser* Seite nicht anders als

mit der „Kundenorientierung“, die heute jeder Dienstleister im Munde führt: Sie *kann* eine Umorientierung bezeichnen, die das angebotene *Produkt* grundsätzlich verändert; sie *kann* aber auch Fassade bleiben und sich im bloßen *Gestus der Berücksichtigung* erschöpfen. Die beharrliche Wiederholung von „Praxis, Subjekt, Individuum“ steht für sich genommen ebenso wenig für Innovation wie ritualisierte Kärtchenabfragen, die Befindlichkeiten von Teilnehmern, indem sie ihnen, pflichtschuldigst, ein Reservat schaffen, gerade ausklammern.

Die Frage nach der Realitätsmächtigkeit der Konzepte der 70er und 80er Jahre ist nicht akademisch. Sie gibt Aufschluss über die Beharrungskräfte der Institutionen, mit denen innovative Ansätze zu rechnen haben. Den aktuellen Bemühungen um eine „Lernkultur Kompetenzentwicklung“ wird nachhaltiger Erfolg nur dann beschieden sein, wenn die Bildungsinstitutionen ihre Trägheit überwinden und den neuen Ansatz nicht bloß terminologisch eingemeinden nach dem Muster: Qualifikation wird umbenannt in Kompetenz; Lernen (ein Vorgang, der ohnedies ohne subjektive Beteiligung nicht zu haben ist) erhält grundsätzlich die Vorsilbe „Selbst-“... Etc. Aus dem neuen bildungstheoretischen und -politischen Paradigma der Kompetenzentwicklung mehr zu machen als eine neue rhetorische Schale um alte Praxen wird eine große Aufgabe der kommenden Jahre sein.

**Frage II: Individuum gegen – ohne – mit Gesellschaft:  
Taugt das emphatisch reklamierte Recht des Individuums  
als Bezugspunkt für die Bildungsarbeit?**

Vielfach fungiert in den gesellschaftspolitischen und bildungstheoretischen Stellungnahmen der Zeit das „Individuum“, in mehr oder weniger feindlichen Gegensatz zur „Gesellschaft“ gebracht, als Zentralbegriff. Dem Einzelnen gilt es zur Entfaltung seiner – von den Institutionen tendenziell immer schon bedrohten – Autonomie zu verhelfen. Das Recht des Subjekts steht so gegen den Anspruch des Systems, einen Anspruch, der in der Denktradition der Kritischen Theorie auch als totalitärer gefasst und kritisiert werden kann. Lernkonzepte beziehen – auch wo sie politisch unambitioniert bleiben – mit erklärter Parteilichkeit Stellung in diesem Antagonismus.

Dieser Zentralbegriff „Individuum“ gibt zu skeptischen Nachfragen Anlass. Es ist nämlich gar nicht so klar, inwiefern er praktische Orientierung zu geben vermag. Die abstrakte Entgegensetzung Individuum – Gesellschaft jedenfalls ist durchaus fragwürdig. Individuen entwickeln ihre Interessen und Bedürfnisse in (sicher auch kritischer) *Auseinandersetzung mit* (das heißt aber eben nicht: in grundsätzlicher *Absetzung von* und im *Gegensatz zu*) der Gesellschaft, in der sie leben. Das Individuum, von den sozialen Zusammenhängen, in denen es steht, getrennt gedacht, bleibt als Bezugspunkt leer. Woher

sollten denn Teilnehmer von Bildungsmaßnahmen die Kriterien nehmen, kraft deren sie Interesse für eine Thematik entwickeln – wenn nicht aus ihrem sozialen und wirtschaftlichen Umfeld, den Anforderungen, die es stellt, und den Anregungen, die es bietet?

Der *Inhalt* des Lehrens und Lernens bleibt in jener abstrakten Subjekt-Perspektive unterbelichtet. Nicht *er* ist eigentlich Thema, sondern der Modus des Zugangs *zu ihm*: Begegnet der Seminargegenstand den Lernenden als Teil eines Kanons, als Vorgabe und äußere Anforderung? Dann, so die geheime oder offen ausgesprochene Unterstellung, *entspricht er* ihnen nicht. Dass Curricula und Konzepte von Bildungsveranstaltungen die Lernenden mit vorgegebenen Inhalten konfrontieren, ist aber nicht per se ein Indiz von Herrschaftsausübung und Missachtung des Individuums – ebenso wenig wie Prozesse dozentengesteuerter Unterweisung deswegen schon dem Verdikt direkter Unterordnung ihrer Adressaten unterliegen, weil sie die Teilnehmer zum „Objekt“ (eben der Tätigkeit des Lehrens) machen.

Die eigentümliche Kriterienlosigkeit des Kriteriums „Teilnehmerorientierung“ rächt sich in der Praxis der Weiterbildung: Die Beschwörung der Identität steht letztlich beziehungslos *neben* den – davon ganz unberührten – Lerninhalten. Wo aber dieser Mangel empfunden wird und der Anspruch der Individualität doch noch zu seinem Recht kommen soll, liegt das Abdriften in naturmystischen oder anderen Irrationalismus nicht fern.

**Frage III: Dozenten und Beschulte:  
„Teilnehmerorientierung“ – ist das nicht neuer Wein im alten  
Schlauch des Unterrichts?**

Viele der bisher verwendeten Formulierungen legten es bereits nahe: *Der* didaktische Bezugspunkt der 70er und 80er Jahre ist das Seminar geblieben. Das Seminar gilt es auf den Teilnehmer auszurichten, praxisnäher, erfahrungs- und handlungsbezogen zu gestalten und durch neue Formen der Partizipation aufzuwerten. Der *Lehrende* hat die Bedürfnisse der *Lernenden* aufzunehmen, die die Möglichkeit erhalten, *sich in Seminare einzubringen*. Themenzentrierte Interaktion steht für eine *Form der Unterweisung*, die die Teilnehmer ganzheitlich wahrnimmt (und dadurch das Seminarthema umso erfolgreicher vermittelt). Die Beispiele ließen sich fast beliebig vermehren.

Vorherrschend war weiterhin die Perspektive einer effizienten Durchführung formalisierter Lernprozesse, also eine Anbieter-, eine Produzentenperspektive. Neue *Lernformen*, Prozesse informellen Lernens in sozialen und in Arbeitskontexten blieben letztlich außerhalb des Focus. Eine andere, neue Rolle von Lehrenden (die aktuellen Stichworte

heißen: Beratung, Moderation, Ermöglichung) kam zwar in den Blick, aber im Normalfall doch nur in der Perspektive von *Bildungsanbietern*, die Bildungsprozesse *für ihre Kunden organisieren*.

#### **Frage IV:    Lebenslang lernen:**

#### **Was lässt der Anpassungsdruck, den globalisierte Märkte ausüben, vom Siegeszug des Individuums übrig?**

Gegenüber dem Individuum werden heute die Anforderungen des Markts als letzter Orientierungspunkt geltend gemacht. Das klingt nach Rollback und Abschied von lange gehegten Idealen. Eigentümlicherweise findet aber eine Verabschiedung von der formellen Betonung der Individualität gar nicht statt. Die Leerformel „Individuum“ kann ihren Inhalt, ironischerweise, nun durch das erhalten, wovon sie sich einmal abzusetzen versuchte – durch die Anforderungen der Gesellschaft. Selbstlernfähigkeit wird mit der Fähigkeit, sich flexibel auf Veränderungen einzustellen, ohne Weiteres kurzgeschlossen.

Teilnehmerorientierung stellt sich so in heutiger Perspektive als strategisches Mittel der effizienten Weitergabe je aktueller Schulungsinhalte dar, was alles andere als eine Überwindung der problematischen Entgegensetzung von Individuum und Gesellschaft in gesundem Realismus ist. Die findet so – leider – gerade nicht statt. Aus der abstrakten *Entgegensetzung* von Individuum und Gesellschaft wird eine ebenso abstrakte *Identifikation*, die in doppelter Hinsicht problematisch ist:

Sie schließt – erstens – eine Überforderung des Einzelnen ein, der sich dem Gebot arbeitsmarktkonformen Verhaltens konfrontiert sieht. Die Orientierung an den Erfordernissen der Wirtschaft ist nämlich eine *diffuse Anforderung* – schon die Vielfalt divergierender Wachstumsprognosen zeigt es. Die „Bedarfe der Märkte“ stehen gar nicht so fest, wie oft unterstellt. Organisierte, didaktisch fundierte Unterstützung der „lebenslang Lernenden“ ist nicht mit Bevormundung gleichzusetzen.

Wenn sich Individualisierung stillschweigend in universelle Adaptionfähigkeit verkehrt, dann droht – zweitens – gerade das erhaltenswerte Erbe der 70er und 80er Jahre verloren zu gehen. Der vollkommen „flexible Mensch“, der nur noch nach den Anforderungen fragt, denen er zu genügen hat, ohne je einen persönlichen Bezug zu den Inhalten seines Tuns aufzubauen, wäre nicht nur ein unglückliches Wesen. Er wäre letztlich auch nicht mehr zu dem in der Lage, worauf es ihm einzig ankommt. Die *Kategorie des Interesses* muss erhalten bleiben, wenn Individuen mit Erfolg lernen und in gestaltungsoffenen Prozessen ihren Platz finden sollen.